

Grosse Bauernwäsche im Frei- und Kelleramt

Autor(en): **Meier, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 1-3

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Korrespondenzblatt der Schweiz.
Gesellschaft für Volkskunde

Bulletin mensuel de la Société
suisse des Traditions populaires

19. Jahrgang — Heft 1/3 — 1929 — Numéro 1/3 — 19^e Année

S. Meier, Große Bauernwäsche im Frei- und Kelleramt. — J. SURDEZ, Noms patois de quelques mets et boissons dans le Jura bernois. — Jos. Müller, Rätsel, Scherzfragen und Wortspiele aus Uri. — P. Geiger, Lichbitter. — Volkstümliche Splitter. — Fragen und Antworten. — Antworten und Nachträge. — Réponses et Suppléments. — Fragen. — Bücheranzeigen - Comptes-rendus: FAVRE CHRISTOPHE, et BALET ZACHARIE, Contes de Grimisuat. Otto von Greyerz, Das Volkslied der deutschen Schweiz. Rudolf Kapff, Vom Ursprung und Wesen der schwäbischen Sage. Georg Kummer, Volkstümliche Pflanzennamen und volksbotanische Mitteilungen aus dem Kt. Schaffhausen. C. A. Loosli, Mys Ammitaw. B. LUYET, Les recoins du folklore. Hans Hilty, Sanggallerland — Sanggallerbrunn. Raimund Zoder, Nösterreichische Volkstänze. Defan Stalder, Gedenkchrift. Schradin, Schweizerchronik (Sursee 1500). Adolf Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. Das vaterländische Theater. Kalender der Waldstätte. — Volkstümliche Literatur. — Literarische Notizen. — Volkstümliche Notizen.

Große Bauernwäsche im Frei- und Kelleramt.

Von † S. Meier, Wohlen.

„Si händ e Wösch“ heißt es, wenn irgendwo bei Bauersleuten große Wäsche gehalten wird. Dieser Ausdruck sagt schon, daß eine Wäsche für die Hausfrau immer eine wichtige Sache ist, aber so eine richtige Bauernwäsche verursacht erst recht viel Arbeit. Es gibt in einem Bauernhaus halt gar viel „bischiffnigs Gwand dur de Winter dure und dur de Summer us“, und man wäscht nicht bloß für das eigene Volk, auch die Sachen der Dienstboten werden in die Wäsche genommen. Vor einigen Jahrzehnten wusch die Bäuerin im Jahr zweimal, das eine Mal im Frühling, vor dem Beginn der wichtigeren Feldarbeiten (Kartoffelsetzen), das andere Mal im Herbst, um die Weidezeit. Es wurde auch etwa eine Zwischenwäsche gehalten, in diesem Falle nach dem Heuet. Gewand aller Art, namentlich leinene Bettwäsche, leinene Manns- und Frauen-

hemden¹⁾ zc. war in den Haushaltungen der Bauern gewöhnlich eben reichlich vorhanden, denn zu jedem richtigen Bauernwesen gehörte eine „Hanf- oder Flachsbiint“, auf der die Bäuerin für den eigenen Hausgebrauch Hanf und Flachs zog.

Noch manchenorts stehen in einzelnen Dorfvierteln, womöglich am Dorfbach, kleine, gemauerte und mit Ziegeln gedeckte, eintürige Häuschen, deren Erbauung zum Teil ins 18. Jahrhundert zurückgeht. Als Zeichen, daß die Besitzer fromme Katholiken seien, hat etwa der Maurer in einem Giebel ein offenes Kreuz gemacht, so in Büttikon und Uezwil; an einem teilweise mit Brettern eingewandeten Privatwaschhäuschen zu Wohlen sind vom Zimmermann sogar drei Kreuze ausgeschnitten worden.

Die Waschhäuslein umfassen einen einzigen, von einem oder zwei vergitterten und mit Fensterladen verschließbaren „Haiterliecht“ erhellten Raum zu ebener Erde und enthalten in einer Ecke einen großen Feuerherd mit weitem, tiefem, eisernen „Chessi“ und neben dem Herd tannene Waschestände von ansehnlichen Dimensionen, jede Stande auf einem starken, vierfüßigen hölzernen „Wöschstuel“, dessen Seitenarme kreuzweise über einander liegen, wie die Striche eines arithmetischen „und“ (+); andere Häuschen sind mit leeren Kisten, Feldgeräten und Gerümpel angefüllt. Welchem Zwecke diese alten kleinen Gebäude aber auch heutzutage dienen mögen, so waren sie ehemals bei Klein und Groß bekannt unter dem Namen „Wöschhüsli“ oder „Seechthüsli“ und wurden auch als solche von mehreren Familien der gleichen Nachbarschaft gemeinsam benützt. Manche Großbauern, namentlich Besitzer von Mühlen oder Bauern auf abgelegenen Höfen, hatten (oder haben jetzt noch) ein eigenes, freistehendes Waschhäuschen (s. Beilage am Schluß). Daß manche Waschhäuschen an den Ufern von Bächen anzutreffen sind, ist wohl verständlich: am Dorfbach zu waschen ist bequem, man hat das nötige Wasser in der Nähe, es ist auch „sind“ und darum dem harten Brunnenwasser weitaus vorzuziehen.

Die Bäuerin besorgte ihre Wäsche, soweit es die Verhältnisse gestatteten, mit den eigenen Leuten vom erwachsenen, weiblichen Geschlecht. Meist genügten aber diese nicht und es wurden deshalb noch Leute aus der Verwandtschaft oder gute Nachbarinnen angestellt, wie es denn unter der Bauersame von jeher üblich war, daß sie einander bei mancherlei Arbeiten gegenseitig aushalf. Waren zum Waschen die erwähnten Leute nicht zu bekommen, so nahm

¹⁾ Eine Bauersfamilie mit sechs Duzend Leintüchern oder eine Bauerntochter mit vierzig leinenen Hemden war keine Seltenheit.

man Tagelöhnerinnen, die mit der Durchführung von Bauernwäschen wohl bewandert waren, zu Hilfe. Um das Gelingen ihrer Wäsche zu sichern und dafür das nötige gute Wetter zu haben, pflegte eine gewisse Frau zu W. vorher eine hl. Messe lesen zu lassen.

Eröffnet wurde die Wäsche mit dem Einlegen des Gewandes („s' Gwand ilegge“). Auf dem Boden der großen Wäschestände breiteten die Wäschfrauen eine „Lilache“ (Leinlaken) aus, legten dann das Gewand ein, erst die rauhen Bettanzüge mit den breiten, roten Streifen, nachher die Leintücher und die „Chuchizwähli“ und die „Handzwähli“ (d. h. die innerhalb der Küchen- und Stubentüren an Rollen laufenden oder sonstwie aufgehängten Zwehlen), überhaupt das schmutzigere und gröbere Gewand, zuletzt die weißen Hemden und die weißen, glatten Fenstervorhänge. Die eingelegte Wäsche wurde hierauf mit warmem Wasser überschüttet und zwar so, daß letzteres schließlich noch etwas höher stand, dann ließ man das Ganze über Nacht liegen. „s'Blau“ („s'Gfarbet“), d. h. farbige Schürzen, Hemden, Mastücher, Anzüge für Bettdecken und Kopfkissen, kam in eine besondere Stande. Am folgenden Morgen beiziten feuerten die Wäscherinnen im Herd an, füllten das Kessi zu zwei Dritteln mit Wasser und brachten dieses zum Sieden, dann gaben sie dazu etwa halb so viel möglichst feine Asche von Buchenholz als sich Wasser im Kessi befand und ließen alles zusammen eine Stunde lang sieden. Darauf wurde in der Gwandstande der Zapfen ausgezogen, damit das darin vorhandene Wasser abfließen konnte. Über die Wäsche breiteten die Wäscherinnen eine „Äscheblache“ (große Blache von roher Leinwand), belegten diese am Rande der Stande mit einem passenden Stangenholz, um im Fall der Not die Blache daran ein Stück weit aufzuwickeln und dadurch einen Einblick in die Stande zu haben, das eingelegte Gewand zu überwachen und die Wirkungen der weiteren Arbeiten zu verfolgen. Nun wurde das Äschenwasser mit samt der Äsche „drüber a'gricht“ (auf die Blache geschüttet). Die Äsche gab die Lauge. Man zog unten in der Stande das Wasser wieder ab, schüttete es ins Kessi zu neuem Erwärmen, goß es wiederum über die Blache, bezw. über den „Äscherich“ und fuhr so fort, immer wärmeres, zuletzt ganz „gstrodlets“ (strudelnd heißes) Wasser nehmend. Dadurch, daß letzteres nur nach und nach heißer genommen wurde, sollte das Verbrühen des Gewandes verhütet werden. War die Äsche aufgebraucht und sandig geworden, so nahmen die Wäscherinnen die Blache weg, goßen über alles noch ein parmal heißes Wasser. Gleichzeitig wurde auch die „blaue“ Wäsche („s'Gfarbet“) übergossen,

doch nur vier- bis fünfmal. Sie wurde auch noch am gleichen Tage gewaschen und mit Harzseife behandelt.

Das Aufschütten, Abzapfen und Kochen dauerte den ganzen Tag hindurch, von morgens drei bis vier Uhr bis „i alli Nacht ie“. Man hieß das „seechte“¹⁾. Holz zum Feuern war genügend vorhanden; da brauchte man nicht zu sorgen, die Wäscherinnen konnten einfach „abem große Huuffe neh“: Scheiter, „Stöck“ (Stöckholz d. h. Baumstrünke und Stücke von größeren, zerspaltenen Wurzelstöcken), Torben und Träschstöckli (d. h. blumentopfartig geformte, luftgetrocknete Obstrestern). Nach dem Seechtag standen die Wäscherinnen, in größeren Bauernhäusern ihrer sechs bis sieben, um die Stände herum und fingen an zu waschen, ohne Waschbrett und dergleichen Hilfsmittel, „alls vo Hand“, und bloß unter Zuhilfenahme von weißer Seife, sog. Cherssäupfe, für allfällig an irgend einem Gewandstück noch haftende Flecken. Der Zweck war, in einem Tag mit dieser Arbeit fertig zu werden. Nachdem die Wäsche über Nacht gebrüht, am folgenden Morgen gespült und teilweise gebläut²⁾ war, wurde das Gewand am dritten Tag zum Trocknen aufgehängt, bei gutem Wetter im Baumgarten an langen Wäscheheilen, die von schiefgestellten Bohnenstichel-Paaren gestützt waren, bei schlechtem Wetter oder spät im Herbst in der „Schütti“ (abgeschlossener Dachboden, eigentl. Fruchtschütte³⁾).

Die „Gewandjail“ ließ der Bauer aus selbstgewonnenem „Hauf“ (Hanf) vom Seiler eigens anfertigen. Manches „Mannevolch“ kam, wie dies jetzt noch geschieht, auch in den Fall, durch Spannen von Wäscheheilen in Baumgärten („s' Sail ufmake“) den Wäscherinnen behülflich zu sein.

Die Wäscherinnen verlangten eine reichliche, gute Kost. Am Morgen früh, zum Beginn der Arbeit, gabs Kaffee, später, als eigentliches Morgenessen, dann noch eine dicke Suppe, zum z'Müni Moßt, Brot und Käse, zum z'Mittag Suppe, Gemüse und als Fleisch „Hamme“ (Schinken) oder sonst schönes Fleisch, zum z'Obig wieder Moßt und Brot mit Käse, zum z'Nacht Kaffee, oft noch Moßt vorher. Ein Kellerämter zitierte denn auch gerne wegen des guten Appetits der Wäscherinnen folgendes Sprüchlein:

¹⁾ Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es in Wohlen auch einen Bauern mit dem Zunamen „Garnsechter“. Er sechtete wohl Garn für den Leinenweber.

²⁾ z. B. baumwollene Mannshemden („was Linigs gi ischd, isch nie blöhet worde!“)

³⁾ In der Schütte der Obermühle zu Zonen zogen sich der ganzen Länge nach eine Anzahl starker Stangen ziemlich nahe und parallel bei einander, die zum Aufhängen der Wäsche dienten, wenn das Trocknen im Freien unmöglich war.

© Wöfcher,
© Tröfcher
Und e junge Hund
Mögid frässen all Stund.

Nebst der Kost erhielt in den Siebziger Jahren eine Wäscherin 12 bis 18 Bagen.

Wenn die Wäscherinnen mit den Händen zu tun hatten, so durften auch die Mäuler nicht feiern. Alles Mögliche kam zur Sprache: „Bekanntschaften“, Liebesfachen, Schwangerschaften, häusliche Angelegenheiten und alle Dorfneuigkeiten wurden verhandelt. Nicht umsonst lautet daher im Freiamt ein Sprichwort: „Schnädere win es Wöfchwib“. Daß ob dem Schwagen oft das Wasser fast vergessen wird, mag durch den Zuruf „Trochwäschere“, womit Vorübergehende etwa die Wäscherinnen necken, angedeutet werden. Wer sich diese Neckerei erlaubt, hält sich gewöhnlich in angemessener Entfernung, aus Furcht, von den Geneckten mit Seifenschaum beworfen oder mit Waschwasser begossen zu werden.

Zum Geraten der Wäsche scheinen bei den Freiamter Bäuerinnen besondere Charaktereigenschaften nötig zu sein. Sie sagen nämlich selber, gewöhnlich beim Aufhängen der Wäsche oder beim „Gwand-abneh“, wenn der Tag schön zu werden verspricht oder wenn die Sonne ihr Trocknungswerk bereits getan hat, zu Vorübergehenden als Antwort auf eine bezügliche Bemerkung: „De freine Maitlene und de böse Wibere grotet d'Wöfch“.

Zum Waschen gehört das Stärken und Glätten. Gestärkt wurden vor einem halben Jahrhundert aber nur gewisse Teile der weißen Leibwäsche, d. h. das, was frei zur Schau getragen wurde, nämlich: an den Mannshemden die „Hämberbrüschd“, „Brisli“ und die zu jener Zeit noch an den Hemden angenähten „Chräge“ (Krägen); an den Frauenhemden die nach oben bis zum Halsbündchen des „unblaike Hämmlistock“ (ungebleichten Hemdenstockes) reichenden, weißleinenen Ärmel. Die Brisli und Krägen der Manns- und Knabenhemden und die Halsbündchen der Frauenhemden wurden mit „Häftli“ und „Höboggli“ aus Messing geschlossen. Die Ärmel an den Frauenhemden wurden ganz geglättet, nachher wurde über die Ellenbogen eine breite Falte gemacht, das Brisli bis über den Ellenbogen zurückgeschlagen und ebenso geglättet. Als „Steri“ (Stärke) benützten die Frauen mit Vorliebe die Ammlung der Privatindustrie, d. h. das „Ammelemähl“ der „Ammelemähler“. Als solche waren besonders bekannt gewisse Leute von Tägerig, sodann gab es auch Ammelemähler in Wohlen.

Vor dem Glätten, das gewöhnlich Sache der Hausfrau war, wurde das Gewand noch „igsprüht“, d. h. mit einem in Wasser getauchten Wedel befeuchtet. Als Werkzeug zum Plätten diente das „Glättise“. Es war hohl, oben abgerundet, vorn etwas zugespitzt, hinten stumpf und barg in der durch ein „Türli“ verschließbaren Höhlung einen „Glättisestai“¹⁾, der jeweilen vor dem Gebrauch im Herdfeuer glühend gemacht, nachher mit dem hakenförmigen Stielende des „Hördöpfelschüfeli“ aus dem Feuer gezogen und ins Glätteisen geschoben wurde. Diesen Glätteisen folgten in den Achtzigerjahren die „Cholenise“.

Die Glätterin hängte die geplättete Wäsche im Sommer zum Austrocknen und Steifwerden über die Scheiterbeige vor den Fenstern, im Winter über die heiße „Chouschd“ (Ofensitz) und an den warmen Ofen, sowie an die hölzernen Stangen um denselben. Da die Bauersleute neben ihrem Vieh stets auch einige Schweine zu halten pflegten, so waren für diese Tag für Tag Kartoffeln, Rüben, Kraut usw. zu kochen. Die Glätterin brauchte also zum Erhitzen des Glätteisens nicht extra zu feuern.

Das Seechten der Wäsche ist seit etwa fünfzig Jahren in Abgang gekommen, es wird überhaupt anders gewaschen. Man benützt jetzt vielfach Waschküben, Waschmaschinen, Waschbretter, Auswindmaschinen, feste und flüssige Reinigungsmittel aller Art: Seifen, Chloralkali, Fettlaugenmehl, Persil, Savon usw. Es wird auch nicht mehr so viel weiße Leibwäsche getragen, ebenso ist mit der Ausstattung der Betten manches anders geworden. Die Hanf- und Flachsbündten sind verschwunden, die großen Vorräte der Bäuerinnen an Leinwand zusammengeschnitten und werden, wenn überhaupt eine Ergänzung erfolgt, nur in bescheidenerem Maße ersetzt.

Beilage.

Beim „Verding umb Ein . . . wasch=häuslein bey dem Pfarrhof zu Wohlten . . .“ vereinbarte das Kloster Muri als Kollator mit Baumeister Antoni Schwarz in Bremgarten laut schriftl. Vertrag vom 17. Apr. 1760:

„Das Wasch Häuslein Belangent: solle Hr Bauwmeister in gebührender große, als zu einem offen zum Secht Kessi und Brännöffelein auch zu 2. standen, aus dem fundament in erforderlicher dicke und höche gut und starck auff Mauern, samt dem fundament graben und alle Materialien in seinen Koften anschaffen.

Auf dieses wasch häuslein einen anständigen Tachstuhl und Hüenerstahl machen auch einwandern, und einteecken, worzu Ein fürstl. Gotteshaus die Latten

¹⁾ Zu einem Eisen gehörten zwei Steine, von denen jeweilen während des Glättens der eine im Feuer lag, indessen der andere im Glätteisen steckte.

Ziegel und Nagel hergeben solle. Hingegen aber solle H. Baumeister alles Holzwerk, Thüren und was notwendig ist, anschaffen. Welche Arbeit samtllich längstens bis in Sechs oder Siben Wochen verfertigt und außgemacht seyn solle.

Für vorbebeschribene Arbeit verspricht Ein Fürstl. Gotteshaus wohlgedachtem H. Baumeister zu bezahlen vor Ein Klasten Maur drey Münzgulden samt drey pfundt Schieß Pulver und derjenigen Katsch von dem Ersten Brandt auß Hermettschwyl nacher Wohlten führen zu lassen wie auch die würklich in Wohlten sigent gesprengte Stein dem Hr. Baumeister zu Gebrauch überlassen werden.

Auch zu obiger arbeit solle die Eissen und schloßerarbeit Ein Fürstl. Gotteshaus in ihren Rosten machen lassen.

Zur Bekräftigung dessen haben sich Bedereits unterzeichnet
Mury den 17. April An^o 1760.

(sig.) Unterschreiber Michel Leonti Ruopp.

(sig.) Antoni Schwarz Baumeister Bremgarten“.

Noms patois de quelques mets et boissons dans le Jura bernois.

(Notes de J. SURDEZ, Epiqueurez.)

Le *toétché* est le gâteau des *beniessons*, de la fête.

Le *calmé* est du jus de pommes sauvages qu'on «récuit» dans un chaudron en cuivre, puis qu'on verse dans une écuelle de lait, lequel devient rouge-brun; on le met ensuite en bouteilles.

Le *maiton* est du lait caillé frais.

La *létie* est du *maiton* frais mis dans du petit-lait non aigre.

Le *chaie* (ou *ciaie*) est du petit-lait aigre.

Le *laicé pris* est du lait caillé.

Le *laicé fie* est le lait aigre.

Le *baïturon* est le premier lait d'une vache qui a vélé.

Le *laicé täre* est le lait de la seconde «traice» d'une vache qui a vélé.

Le *laicé maitenê* est du lait en petites *gremates* ou caillots.

Le *laicé taillie* ou *trantchie* est du lait caillé semi-liquide.

Le *laicé couellie* est du lait aigre ou «fier» ou solide.

Le *sèret* ou fromage de femme est le sèret ordinaire, peu consistant.

Le *vaitcherin* est du fromage blanc plus consistant.

Le *foue sèret* ou sèret mür est du vieux sèret.

Le *sèret amâvè* est du vieux sèret imbibé d'eau.

Le *sèret empenaïssie* est du sèret trop jeune, ayant un goût désagréable.

La *caincoillate* est une espèce de vieux sèret, commençant à se rompre.

Le *tschâda* est du lait encore chaud.

L'*étchemate* est le résidu du beurre fondu.

La *reujure* est le résidu d'un mets qu'on racle au fond de la casserolle.

Ce mot est aussi synonyme de vaurien.

Le *mâle* ou *pèpet* est la bouillie.

La *ch'triflate* est un beignet tressé fait avec le *ch'triflou* (sorte d'entonnoir) et cuit dans l'huile.

La *tchairboinné* est la grillade.